

Rezensionen

MARTIN JESINGHAUSEN-LAUSTER, *Die Suche nach der symbolischen Form. Der Kreis um die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg* (Saecula Spiritualia 13). Baden-Baden, Verlag Valentin Koerner 1985. 364 S., 16 Abb. auf Tafeln, DM 120,—.

Eine gute englische Tradition verlangt, daß jeder, der in einer strittigen Frage zugezogen wird, zunächst einmal eine Erklärung abgeben muß, wie weit seine persönlichen Interessen mit seiner Unparteilichkeit in Konflikt geraten könnten. Diese Forderung verlangt auch von dem Rezensenten 'to declare his interest' und legt es ihm nahe, von der dritten Person zur ersten Person singular hinüberzuwechseln. Denn das Buch, das hier zur Debatte steht, beginnt mit einer recht negativen Kritik meiner intellektuellen Biographie Aby Warburgs (englisch, 1970, deutsch, 1981). Der Verfasser stützt sich dabei vor allem auf eine Rezension von Edgar Wind, ohne sich zu fragen, wie weit Wind selbst nach seinem vollständigen Bruch mit der Leitung des Warburg Institutes unparteiisch sein konnte. Hat er doch z. B. Saxls Geschichte der Bibliothek, die ich diesem Band einverleibt hatte, nicht einmal erwähnt. Daß Wind sonst meine Auffassung von Warburgs Persönlichkeit und Lebensarbeit guthieß, geht aus einem Brief hervor, den er mir über meine Rede anlässlich der Jahrhundertfeier an der Hamburger Universität schrieb, und den der interessierte Leser in der *London Review of Books* (VI, No. 5, März/April 1984) nachlesen kann. Wie dem auch sei, der Vorwurf des Verfassers, ich hätte Warburgs veröffentlichte Schriften in meinem Buch zu wenig berücksichtigt, ist gewiß unberechtigt; sie sind in meinem Buch regelmäßig zitiert und genau beschrieben, während das Buch von Jesinghausen-Lauster hier erstaunliche Lücken aufweist.

Freilich ist das Thema seiner Arbeit nicht so sehr Warburg als „Die Suche nach der symbolischen Form“, und so unternimmt er es im ersten Teil, die programmatischen Erklärungen des „Warburg Kreises“ auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Neben Warburg, der erst später zu Wort kommt, sind es zunächst vor allem Fritz Saxl und Ernst Cassirer, die hier als Zeugen aufgerufen werden, wobei ihre Kommentare zu Warburgs Forschungsprogramm, die der Vf. den Vorträgen der Bibliothek Warburg entnimmt, sorgfältig paraphrasiert und analysiert werden. Hier ist freilich zu bemerken, daß sich Fritz Saxl selbst nie als Philosoph oder Theoretiker gesehen hat. Wer ihn kannte, erinnert sich gewiß auch an sein Achselzucken, mit dem er abstrakte Gedankengänge mit einem ungeduldigen „Das ist mir zu g'scheit“ abzutun pflegte. Gewiß tat er sein Bestes, um in den genannten Vorträgen und Schriften Warburgs Gedanken anderen zugänglich zu machen, aber in seinem Element war er wirklich nur in der historischen Detailforschung. Bei Cassirer natürlich stehen die Dinge sehr anders, wobei nicht vergessen werden soll, daß Gertrud Bing, die getreue Gehilfin Aby Warburgs in seinen letzten Jahren und später auch die Lebensgefährtin Fritz Saxls, Schülerin Ernst Cassirers gewesen war, was von selbst eine Brücke zwischen dem Philosophen und der Bibliothek Warburg schlug, von der der Verfasser keine Kenntnis haben konnte.

Laut dem Verfasser ist es weder Saxl noch Cassirer gelungen, Warburgs Forschungsprogramm zum Problem des Nachlebens der Antike in ein einheitliches System der Kulturwissenschaft umzugestalten. Man muß ihm darin recht geben, wenn es auch nicht

ganz leicht fällt, dieses Resultat aus seinem Text herauszuschälen, von dem ich hier ein nur allzu typisches Beispiel geben will (S. 56).

„Statt nun aber an diesem Punkt, an dem die Typologie spätantiker Symbole abbricht, die Ursprungsphase einer neuen Epoche als abgeschlossen zu denken, eine neue welthaltige Qualität des Subjekt-Objektverhältnisses zu erweisen und die innere Wirklichkeit einer von Realitätserfahrung gespeisten Psyche, die äußere einer aus dem Subjekt herausgesetzten Objektivität als neuen Kampfschauplatz von Kräften dingfest zu machen, erlaubt die geschichtsontologische Voraussetzung einer Ursprungssubstanz, wie sie die Begriffe „Nachleben“ und „Wiedergeburt“ implizieren und wie die Typologie sie bestätigte, nun nicht, Befreiung selbst anders denn als Wiedergeburt zu denken: als Wiedergeburt nunmehr der klassischen Antike.“

Daß das spezifische Problem der Wiedergeburt der Antike sich nicht auch auf andere Kulturkreise anwenden läßt, hätte doch wohl auch einfacher gesagt werden können. Freilich hat der Vf. hier übersehen, daß Warburg selbst in einem Brief an Mesnil (den er bei mir hätte finden können) anregte, sein Korrespondent solle zur Frage „,was bedeutete die Antike für den Menschen der Renaissance?“ hinzusetzen: „Ein Problem, das sich später im Laufe der Jahre zu dem Versuch, die Bedeutung des Nachlebens des Heidentums für die europäische Gesamtkultur zu erfassen, erweiterte.“

Was Warburg hier unter „Heidentum“ verstanden wissen wollte, war natürlich jenes magisch-mythische Weltbild, das ihm bei den Zeremonien der Pueblo-Indianer gegenübertrat, und das er sein Leben lang in Gegensatz setzte zu dem kausalen Denken der Naturwissenschaften. Es ist möglich, daß die Begegnung mit Cassirer hier seine Überzeugung gefestigt hatte, aber im Grunde geht sie auf seine Lektüre von Tito Vignolis Buch *Mythus und Wissenschaft* zurück, das der Vf. nicht einmal erwähnt.

Man kann dem Vf. zustimmen, daß dieses theoretische Rüstzeug nicht auslangt, eine allgemeine Kulturwissenschaft zu begründen (was immer man darunter verstehen will), und vielleicht hat er auch darin recht, daß diese uneingestandene Unzulänglichkeit die Mitglieder des Kreises von der abstrakten Systematik ablenkte und in die konkrete historische Forschung trieb. Es ist auch klar, daß die Geistesgeschichte der Renaissance aus dieser Wendung den größten Gewinn zog, da sowohl Cassirer, als auch vor allem Erwin Panofsky in der Nachfolge Warburgs hier Bedeutendes leisten konnten. Niemand wird das Verdienst dieser Forscher verkleinern wollen, und doch vermißt man an dieser ausführlichen Darstellung dieselbe kritische Einstellung, die der Vf. bei der Analyse des kulturwissenschaftlichen Programms der Bibliothek zur Schau gestellt hatte. Kurz gesagt, fragt er sich nie, ob das theoretische Rüstzeug hier ausreichte, und wie weit daher die zutage geförderten Resultate einer objektiven Prüfung standhalten können.

Burckhardts *Kultur der Renaissance* klingt bekanntlich mit den Worten aus, daß „die Renaissance von Italien die Führerin unseres Weltalters heißen muß.“ Ich habe anderwärts zu zeigen versucht, wie sehr diese Ausdrucksweise der Hegelschen Geschichtsphilosophie verpflichtet ist, die eben den herkömmlichen Begriff des „Weltalters“ im Sinne eines metaphysischen Fortschrittsglaubens deutet. Es wäre nicht schwer im Detail zu zeigen, wie sehr diese Grundanschauung auch den Rahmen für Warburgs, Cassirers und auch Panofskys Einzelforschungen abgegeben hat. In meinem Handexemplar von Warburgs *Gesammelten Schriften* habe ich die Stellen hervorgehoben, in denen Warburg die

Ausdrücke 'schon' und 'noch' verwendet und sich damit zu einer historischen Entwicklungslehre bekennt. Seine Analyse der Stifterporträts Memlings aus *Flandrische Kunst und florentinische Frührenaissance* (1902) mag hier als Beispiel stehen (S. 205):

„... während die Hände des Stifters noch das übliche Gebärdenspiel des Selbstvergessenen, schutzfliehend aufwärts Blickenden bewahren, richtet sich der Blick schon träumerisch oder beobachtend in irdische Fernen. Die weltzugewandte Persönlichkeit klingt gleichsam übertönig mit, und aus der Mimik des religiös ergriffenen Beters entwickelt sich von selbst die typische Physiognomik des selbstbewußten Zuschauers. Dämmert in Memlings Bildnissen das Gefühl des eigenen selbständigen Wesens auch nur erst als träumerische Versonnenheit auf, so läßt Hugo van der Goes Tommaso so sachlich und klar in die reale Wirklichkeit herausblicken, daß zu der inneren Anspannung die untätig gefalteten Hände stilistisch nicht recht passen wollen.“ (Von mir hervorgehoben)

Man muß die Kunst bewundern, mit der Warburg hier sein Bild der Entwicklung des europäischen Geistes sozusagen in die Kunstwerke hineinzulesen versteht, aber die Berechtigung dieses Verfahrens steht und fällt eben doch mit der Frage nach der Tragfähigkeit seiner historischen Konstruktion. Wer nicht mehr mit dieser auskommen kann, muß zwangsläufig auch daraus schließen, daß die Suche nach der symbolischen Form hier eben nicht zum Ziel gelangt ist, denn man kann diese Stifterbildnisse ja auch sehr anders sehen und deuten. Das unlegbar Subjektive an Warburgs Deutung beweist wohl, daß der Versuch, das Allgemeine, d. h. 'die Zeit', im Besonderen zu sehen, eher in die Rhetorik als in die Wissenschaft gehört. Gerade dieser Erkenntnisweg ist es aber, den der Vf. bei Goethe vorgebildet findet.

Jeder kennt Goethes Spruch: „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle.“ Er ist natürlich eine geistvolle Umkehrung der allgemeinen Ansicht. Es fällt nicht schwer, beiden Fassungen einen Sinn beizulegen, ohne jedoch damit das älteste Problem der Philosophie, das Universalienproblem, seiner Lösung näher zu bringen. Der Vf. feiert an Goethe seine angebliche Leistung, die Lehren des Plato und des Aristoteles hinsichtlich dieser Frage versöhnt zu haben, aber diese Systeme lassen sich eben nicht versöhnen, höchstens verwischen. Kein Hexeneinmaleins Hegelianischer Dialektik, noch weniger aber die Sprachakrobatik des Vf. vermögen die Quadratur dieses Zirkels zu bewerkstelligen.

Das, worum es Warburg — als auch in verschiedenem Maße Saxl, Cassirer und Panofsky — ging, ließe sich vielleicht etwas zugespitzt als die Suche nach der *symptomatischen* Form bezeichnen. Das Bildwerk, der Stil, wird zum Symptom einer bestimmten geistigen Haltung. So wie etwa die Handschrift es dem Graphologen ermöglichen soll, Symptome psychologischer Konflikte oder Spannungen zu entdecken, so soll der Kulturhistoriker aus den sichtbaren Gestaltungen eines Zeitalters das Seelenleben der Epoche zu deuten unternehmen. Die unausgesprochene Voraussetzung für dieses Verfahren ist natürlich die Annahme, daß man das Recht hat, ganzen Kollektiven, wie das Völker oder Epochen eben sind, bestimmte seelische Anlagen oder Eigenschaften zuzuschreiben. Wie leicht der Historiker dabei das Opfer seiner eigenen Stereotypen wird, braucht kaum betont zu werden. „Der Mensch der Renaissance“ entspricht wohl kaum mehr der historischen Wirklichkeit als etwa der „nordische Mensch“. Gewiß waren sich gerade Warburg und sein Kreis der Gefahren solcher Typisierung bewußt, aber auch der

Versuch, diesen Gefahren auszuweichen, scheint mir zu keiner überzeugenden Lösung zu führen: Bekanntlich hat Warburg darauf Wert gelegt, gerade die Widersprüchlichkeit der Menschen dieses Übergangszeitalters herauszuarbeiten, wobei die Arbeit über Sassetti, die der Vf. nur streift, im Zentrum seiner Bemühungen steht. Hier soll die Psychologie des Auftraggebers an den von ihm bestellten Werken Ghirlandajos aufgezeigt werden: So wie der Florentiner Künstler seinen Stil durch Entlehnungen sowohl flandrischer als auch antiker Vorbilder erweitert, so findet Warburg auch in anderen persönlichen Urkunden wie etwa Sassettis Testament Anzeichen dafür, daß er gewillt war, sich sowohl seinem Schutzheiligen als auch der Heidengöttin Fortuna anzuvertrauen.

Warburg spricht hier abschließend von der „organischen Polarität der weiten Schwingungsfähigkeit eines gebildeten Renaissancemenschen“, und auch diesen Begriff der Polarität führt der Vf. nicht mit Unrecht auf Goethe zurück. Er erlaubte es Warburg, statt der monolithischen Einheitlichkeit des „Zeitgeistes“ die Zwiespältigkeiten herauszuarbeiten, die für ihn eben im Wesen des Übergangszeitalters begründet liegen. Nun war ja gewiß auch Francesco Sassetti 'ein Mensch mit seinem Widerspruch' — aber dieser Widerspruch ist kaum je auf zwei miteinander streitende Grundhaltungen beschränkt, denn es gibt deren jeweils unzählige. Ich darf mich hier auf das Zeugnis eines unwiderleglich echten Renaissancemenschen berufen, nämlich auf das des großen Menschenkenners Montaigne:

„Je donne à mon ame tantost un visage, tantost un autre, selon le costé, où je la couche. Si je parle diversement de moy, c'est que je me regarde diversement. Toutes les contrarietez s'y trouvent selon quelque tour et en quelque façon. Honteux, insolent; chaste, luxurieux; bavard, taciturne; laborieux, delicat; ingenieux, hebeté; chagrin, debonaire; menteur, veritable; sçavant, ignorant, et liberal et avare, et prodigue, tout cela, je le vois en moy aucunement, selon que je me vire; et quiconque s'estudie bien attentivement trouve en soy, voire et en son jugement mesme, cette volubilité et discordance. Je n'ay rien à dire de moy, entierement simplement, et solidement, sans confusion et sans meslange, n'y en un mot“ (Essais II/1).

Freilich spricht Montaigne an dieser beherzigungswerten Stelle vom Individuum, und nicht vom Kollektiv. Es verdient in der Tat angemerkt zu werden, daß weder Cassirer noch Panofsky Warburg hier gefolgt sind. Ihnen ging es nicht so sehr darum, die seelischen Anlagen eines Einzelnen mit den Methoden der Kulturpsychologie zu erhellen, sondern eben in der Nachfolge Hegels die Wandlungen der Weltanschauung an den Symptomen der Stilwandlung vom Mittelalter zur Neuzeit anschaulich zu machen. Panofskys berühmter Aufsatz über die Perspektive als symbolische Form muß da natürlich für den Vf. im Zentrum stehen, und er beweist ihm denn auch, daß für Panofsky Perspektive „nicht eine, sondern die symbolische Form“ ist, „an der Erkenntnis paradigmatisch vom sinnlich Besonderen zum metaphysisch Allgemeinen schreiten kann“ (S. 127). Ich will dem Leser nicht vorenthalten wie der Vf. diese Erkenntnis beschreibt (S. 128).

„Den Charakter des Mittigen, einerseits zwischen Objekt und Subjekt, Natur und Geist, Abstraktion und Wahrnehmung zu vermitteln, andererseits aber unbestimmt und schwankend zu sein, nämlich sowohl Ruhe und Besonnenheit einer im Sinnlichen vermittelten Geistigkeit befördernd, als auch ungezügelte, faustisch-titanische, bewußtseins-

lose Bestrebungen des Menschen freisetzend, zu herrschen und sich im Sinnlichen zu verlieren, besitzt die Perspektive allein in der Renaissance, ohne selbst zwischen diesen von ihr immer schon ungeschlossenen Polen aufgegeben werden zu können. Sie ist das mediale, objektive Bewußtseinskorrektiv zwischen den Extremen Subjekt und Objekt.''

Wer könnte nach all dem ahnen, daß die Perspektive im Grunde nichts ist als ein geometrisches Verfahren, das uns ermöglicht festzustellen, welcher Gegenstand im stationären Blickfeld welchen anderen verdecken muß? Man kann heute nicht mehr ignorieren, daß Decio Gioseffi, M. H. Pirenne und Martin Kemp dieses Verfahren sozusagen demystifiziert haben. Das tut zwar Panofskys Größe keinen Abbruch, weist aber doch darauf hin, daß wer die Geschichte einer Wissenschaft schreibt, die jeweiligen Aussagen auch auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen sollte.

Dasselbe gilt natürlich auch für Warburg selbst. So zitiert der Vf. den Bericht Werner Kaegis von seiner Begegnung mit Warburg in der Heilanstalt Kreuzlingen, wonach der kranke Gelehrte ihm erklärt hätte, die Wandteppiche für Careggi sollten „Zeichen und Symbole“ enthalten, „in denen die geheime Lehre des platonischen Kreises dargestellt war“. Der gesunde Warburg hat eine solche Theorie niemals vertreten, und sie ist auch gänzlich abwegig.

In einem Anhang veröffentlicht der Vf. auch den erschütternden Brief Warburgs aus Kreuzlingen an Wilamowitz-Moellendorf, in dem er auf seinen Lieblingsgedanken zurückkommt, einer der Dekane auf den Fresken des Palazzo Schifanoja sei Perseus in barbarischer Verkleidung. Wenige Leser sind wohl so sehr in *astrologis* bewandert, daß sie beurteilen können, daß hier Warburgs Wunsch der Vater des Gedankens war. Seine Identifizierung läßt sich nicht aufrechterhalten. Aber wenn nach Warburgs berühmtem Motto der „*liebe Gott im Detail*“ steckt, dann eben doch nur im richtigen Detail.

Freilich muß man sich fragen, ob der Vf. überhaupt an der geschichtlichen Wahrheitsuche interessiert ist. Denn wenn ich seinem Gedankengang folgen kann, so sieht er ja die echte Errungenschaft des Warburg Kreises nicht in irgendwelchen historischen Erkenntnissen, sondern zunächst in der Aufstellung von Warburgs Bibliothek. Wird doch in dieser Anordnung dem Besucher das System einer Kulturwissenschaft vorgeführt, ohne eine einzige Aussage zu machen. Den Wert dieser Anordnung wird niemand anzweifeln wollen, der als jahrzehntelanger Benutzer dieser einzigartigen Büchersammlung ihre Vorteile und auch ihre Schwächen kennengelernt hat. Gewiß ist der Besucher beeindruckt von der Zusammenschau der verschiedenen Gebiete der Geisteswissenschaft und wird sich auch gerne anregen lassen, den Weg von der Handlung zum Bild auf dem Umweg über die Orientierung und das Wort gedanklich nachzuerleben, aber natürlich kann kein Gedankengerüst der Vielfalt der Themen und Arbeitsweisen gerecht werden, die uns in der Kulturwissenschaft entgegentreten, und wenn die Bibliothek nicht auch einen Autorenkatalog hätte, wären die meisten Besucher bald unverrichteter Dinge wieder abgezogen.

Auch war Aby Warburg gewiß weder der erste noch der letzte Gelehrte, für den die Erwerbung und Anordnung von Büchern zu einer Art Ersatzhandlung wurde, die in ihm die Hoffnung wachhielt, er werde den ungeheuren dort aufgespeicherten Stoff auch einmal geistig bewältigen. Aber gewiß war ihm diese Tätigkeit besonders willkommen, da

er härter als viele andere mit der Schwierigkeit rang, das vielfältige Gewebe der historischen Realität in einer linearen Darstellung zur Anschauung zu bringen, ein Problem, das jeder gewissenhafte Historiker kennt, der sich auch für Systematik interessiert. Insofern übertreibt der Vf., wenn er schreibt (S. 188):

„Das sprachliche Ausdrucksmedium eignet sich für Warburg nicht zur Synthese und auch nicht zum Ausgleich zwischen den Polen, zur Balance des Widerspruchs von phänomenal konstatiertem Progression und systematisch festgeschriebener Zyklik der Kulturgeschichte, und die Zeichenhaftigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Sprache als einer Denkform auf post-symbolischer Stufe, einer in ihrem Aufbau und ihren Mitteln normierten Wissenschaftssprache, erlauben es ihm nicht, dem Einzelnen das ihm anhaftende und in seinen Augen zukommende Gewicht zu geben, das es in der Erkenntnisdarstellung besitzen müßte, damit der 'innere Sinn' geweckt und angesprochen werden kann und im Einzelnen das allgemeine Eigene erkenne. Die Notwendigkeit zur Erfüllung sprachlicher Anforderungen zerstört die Aura der Sachen und Dinge und der Bilder. Sprache ist die symbolisch potenzierte und verkürzende Reproduktion der symbolischen Sprache, die die Bilder selber sprechen.“

Wer Warburgs Notizen kennt, weiß in der Tat, daß er während seiner gesamten Laufbahn zum Hilfsmittel tabellarischer Anordnung von Kunstwerken und Begriffen Zuflucht nahm, die er immer wieder permutierte, aber diese Tabellen galten ihm als Vorbereitung für die endgültige Darstellung, nicht als ihr Ersatz. Der Bilderatlas Mnemosyne ist eine solche bildgewordene Tabelle, wobei es wohl Saxl war, der dem aus der Heilanstalt zurückgekehrten Forscher das technische Hilfsmittel in die Hand gab, Photographien auf Bildschirmen immer neu anzuordnen, wie er es auch mit den erworbenen Büchern tat. Daß er dabei nicht die Hoffnung aufgab, diese Anordnungen abschließend auch sprachlich zu begründen, steht außer Zweifel.

Nur verlangt eben der Aufbau der Arbeit des Vf., daß die Suche nach der symbolischen Form schließlich in einem jenseits des diskursiven Denkens verankerten Symbol ihren Abschluß finden muß. Er findet es in der Form des Lesesaals der Hamburger Bibliothek, der Warburg die Form einer Ellipse zu geben beschloß. Man darf dem Vf. dafür dankbar sein, daß er diesen Gedanken Warburgs wieder ans Licht gezogen (und seine Ausführung dokumentiert) hat, denn ich bedaure es in der Tat, ihn in meiner Biographie nicht erwähnt zu haben. Um so wichtiger wäre es allerdings gewesen, die Hintergründe zu erklären, vor denen Warburgs Gedanke erst sinnvoll wird. So benutze ich gerne die Gelegenheit, mein Versäumnis hier nachzuholen, denn obwohl der Vf. Zugang zum Archiv hatte, ist ihm der betreffende Text scheinbar entgangen. Er findet sich in dem Vortrag zum Gedächtnis von Franz Boll, den Warburg am 25. April 1925 in Hamburg hielt, und der neben manchen Wiederholungen bekannter Gedankengänge auch die folgende Würdigung von Keplers Einbeziehung der Ellipse in sein kosmologisches System enthält:

„Auf dem Mysterium kosmographicum von Kepler von 1596 ist als Sinnbild der Sphaerenharmonie ein ineinandergeschachteltes System der regelmäßigen Körper abgebildet. Jeder dieser Körper, der pythagoräischen Lehre bei Platon entsprechend, verkörpert eine Sphaera. So, um nur das herauszugreifen, der Zwölfplächner die Sphaera des Mars. Gerade bei der Marsbahn reichte, wie Kepler einsehen mußte, das bisherige

System, das den Kreis als Bewegungseinheit dem Planetenlauf zu Grunde legte, nicht aus. Es fehlte der Einsatz der Ellipse in die mathematische Kosmophysik. Daß hierin für das spätmittelalterliche Abendland eine Schwierigkeit liegen mußte, war mir klar. Es war eben eine auf die Mathematik angewandte primitive Scheu zu überwinden, die Himmelskörper nicht nach den Idealen oder Anforderungen irdischer Menschenmäßigkeit zu konstruieren. Freilich, gegen die grobe äußerliche Vermenschlichung der Planeten durch Identifikation mit heidnischen Göttern hatte bereits der scharfe und erfolgreiche Angriff Giordano Brunos eingesetzt."

„Die monströsen Trugbilder der Gleichsetzung waren allerdings viel leichter abzutun, als den Anspruch aufzugeben, daß die Bewegungseinheit der Planetenbahn im Sinne der menschlichen organischen Doppelheit harmonikal sein müsse, weil dieses Ideal der Regelmäßigkeit die Orientierung anscheinend so sehr erleichterte. Daß dies wirklich ein strittiger Punkt in der Geisteswelt des 16. Jahrhunderts gewesen sei, vermochte ich aus eigener Kenntnis nicht nachzuweisen. Da kam mir Professor Cassirer zu Hilfe, indem er mich darauf hinwies, daß tatsächlich Kepler in seinem Briefwechsel mit Fabricius 1608 gegen diesen erst nachdrücklich dafür eintreten mußte, daß die Ellipse eine an und für sich dem Kreis an Vollkommenheit nicht untergeordnete mathematische Vorstellung sei. Mit dem Eintritt der Ellipse aber konnte nun die Unendlichkeit des Weltraums gesetzmäßig erschlossen werden, es ging aufwärts, vorwärts: per monstra ad sphaeram."

(Warburg scheint hier die Stelle aus der Einleitung Keplers zu seiner *Astronomia nova de motibus stellae martis*, Prag 1609 zitiert zu haben, wonach er den widerspenstigen Mars endlich mit den Werkzeugen des Heerführers Tycho Brahe zum Nachgeben zwingen konnte, und fährt fort:)

„Kepler wußte, daß von der unlenkbaren Funktion seines Forschergewissens, das sich eben bei acht Grad Fehler in der Marsbahn-Berechnung nicht beruhigen wollte, der Eintritt einer neuen Epoche, die die Ueberwindung der Sphaera barbarica innerlich und äußerlich bedeutete, abhing. Trotzdem spricht er vom Planeten Mars wie ein alter Heidenpriester, dessen Nachzügler wir ja in der illustrierten Planetenhandschrift von Tübingen vor uns sehen. Die ironische Färbung ändert nichts an der Tatsache, die für unsere Betrachtung wesentlich ist, daß seine ganze Vorstellungswelt noch gänzlich, wie anderseits auch auf mathematischem Gebiet, in seinem ersten Entwicklungsstadium noch in der Funktion einer urheidnischen, menschenmäßigen Idealforderung wurzelt."

„Es ist für die Geschichte und Psychologie des Einflusses der Antike dabei von entscheidender Bedeutung, daß wir feststellen können, daß die Loslösung von spätheidnischer, hellenistischer Befangenheit wieder durch die Hilfe des Altertums selbst geschieht. Denn zur Anwendung der Ellipse kam Kepler durch das damals noch nicht einmal vollständig wiederentdeckte Werk des Apollonius über die Kegelschnitte, und dieses wäre uns, bis auf zwei Bücher, gänzlich verloren gegangen, wenn es nicht aus arabischer Übermittlung von dem Italiener Borelli im 17. Jahrhundert wiederhergestellt worden wäre."

Die geistige Zusammenarbeit zwischen Warburg und Cassirer hätte in der Tat nicht besser belegt werden können, als durch diese Episode. Kein Wunder, daß der Philosoph sein Buch *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance* Warburg zu seinem sechzigsten Geburtstag im Juni 1926 mit so warmen Worten widmete.

Gerade zu der Zeit, als Warburg seinen Gedächtnisvortrag für Franz Boll schrieb, faßte er auch den Beschluß, die Ellipse in seinen Plan einzuführen, wovon die zwei Briefe vom 2. März und 29. April 1925, die der Vf. erstmalig veröffentlicht, Zeugnis geben. Wurde doch damals diese heroische Befreiung von einem Lieblingsgedanken für Warburg zum Sinnbild jenes Kampfes um den Denkraum, in dem er seit seiner jugendlichen Lektüre von Tito Vignoli die Aufgabe des denkenden Menschen sah. Gerade darum ist es auch doppelt bedauerlich, daß der Vf. diese „symbolische Form“ in einer Weise bespricht, die der Besonnenheit, um die es Warburg immer ging, geradezu Hohn spricht. Seine Meditationen über die Nebenbedeutungen des Wortes „Ellipse“ fordern heraus, ihn auch an die der anderen Kegelschnitte, vor allem die der Hyperbel zu erinnern. Denn wie anders ließe sich charakterisieren, was er hier schreibt (S. 211.):

„Die Ellipse ist das Sinnbild des autonomen Geistes, dessen Betätigungen nicht im Besitzergreifen eines ihm äußeren, eines materiellen Urbilds, eines irgendwie Originalen, eines Kerns oder Ursprungs gipfelt, dem gegenüber er nur Abbild, Reproduktion, Hülle, Derivat wäre. Sondern diese Betätigungen laufen in einem Medium zusammen als Objektivierung des Innern zwischen Geist und Materie, in die alles das: Urbild, Original, Kern und Ursprung, Abbild, Reproduktion, Hülle und Derivat hineingelegt wurde. Indem er in diesem Medium sich lebendig denkt, verläßt der Geist seinen Innenraum nicht mehr, sondern dehnt ihn nur nach außen, in die Gebilde, in Materie aus. Seine Betätigungen sind Funktionen innerhalb eines nach außen geschlossenen, aber in sich unendlich offenen Funktionsgefüges mit unbegrenzten Konstellationsmöglichkeiten und uneingeschränkter Variationsbreite. Dies Medium ist Außenraum des Innern. Die Ellipse ist das Sinnbild der symbolischen Denkform von Goethe bis Derrida.“

Hier ist der Vf. nah an seinem Ziel, denn es geht ihm nun darum, in Warburg sowohl den Vorläufer als sogar auch den Überwinder jener Neuerer zu sehen, die wie Lévi-Strauss, Foucault, Derrida und Barthes „die Grenzen zeigen“ wollen, „die einem Verfasser geisteswissenschaftlicher Abhandlungen gesetzt sind, und zwar durch den Hinweis auf die Fiktivität des Verfassersubjekts ...“ Aber „Warburg“ — so lesen wir — „geht über diese zirkuläre Konstruktion hinaus, indem er sein Ausdrucksmedium wechselt. Statt die konventionelle wissenschaftliche Schriftsprache weiter zu befrachten und sie symbolisch zu überlasten, schafft er sich, durch die beredsame Anordnung von Bildern und durch architektonisches Gestalten, sogleich die dem neuen Gehalt angemessene Ausdrucksform“ (S. 221).

Diese Darstellung von Warburgs „Wechsel der Ausdrucksmedien“ erinnert unwiderstehlich an die brillante Satire in *Gullivers Reisen*, in der Swift das Projekt einer Akademie beschreibt, „for entirely abolishing all words whatsoever ... since words are only names for things, it would be more convenient for all men to carry about them such things as were necessary to express the particular business they are to discourse on ... men of the most learned and wise adhere to the new scheme of expressing themselves by things; which has only this inconvenience attending to it, that if a man's business be very great, and of various kinds, he must be obliged in proportion to carry a greater bundle of things upon his back, unless he can afford one or two strong servants to attend him ...“ (Part III chapter 5).

Warburg gehörte nicht in diese Akademie. Er hat nie auf die Sprache verzichtet. Nach seiner Rückkehr aus Kreuzlingen hielt er u. a. den großen Vortrag über Rembrandt und diktierte Gertrud Bing in Rom seine Deutung von Manets *Déjeuner sur l'herbe* im Zusammenhang mit seinem Vortrag in der Hertziana. Statt dort die Tafeln für sich selbst sprechen zu lassen, erklärte er sie dem Publikum in einer mehrstündigen Rede, wobei es den Zuhörern allerdings nicht leicht sein konnte, die kleinen Bilder, von denen er sprach, in der Distanz auszunehmen. So ist es an der Zeit klar zu sagen, daß die Deutung, die der Vf. von Warburgs Entwicklung bieten möchte, völlig mißverständlich ist, wobei ich mir auch leider bewußt bin, daß sich der Vf. eine Position geschaffen hat, in der der Begriff des Mißverständnisses eben als überholt abgewiesen werden kann. Gerade darum möchte ich hier doch noch einmal auf mein eingangs erwähntes Buch zurückkommen, die Frucht jahrelanger Beschäftigung mit Warburgs Werk unter der Anleitung von Gertrud Bing und auch Saxls. Ich darf hier meiner Sache sicher sein. Ob der Verfasser in seinem Schlußkapitel die Arbeiten der Literaturkritiker Lugowski, Jolles und Walter Benjamin ebenso mißverstehet wie er Warburg verkennt, das zu beurteilen entzieht sich meiner Kompetenz. Hier ziehe ich vor, mit Fritz Saxl zu sagen: „Das ist mir zu g'scheit.“

E. H. Gombrich

STYLE VERSUS HISTORY IN ENGLISH GOTHIC ARCHITECTURE

PETER FERGUSSON, *Architecture of Solitude. Cistercian Abbeys in Twelfth-Century England*. Princeton: University Press 1984. 88 pp., 140 ill. on plates; HANS JOSEF BÖKER, *Englische Sakralarchitektur des Mittelalters*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1984 (Grundzüge; Bd. 57). X, 373 pp., 96 ill. on plates.

(mit sechs Abbildungen und einer Figur im Text)

In the wave of publications on Cistercian architecture that appeared around the eight-hundredth anniversary of the death of St Bernard in 1953, works on the Cistercian churches of England were remarkable for their absence. Dimier's monumental survey of Cistercian church plans and Aubert's book on French Cistercian architecture launched what seemed to be an internationally concerted campaign of research into the order's building, covering monuments in Switzerland (Bucher), Germany (Eydoux), Italy (Fraccaro de Longhi), Spain (Eydoux), Ireland (Leask, Stalley), and as far afield as Hungary and Poland, a campaign culminating in 1957 with the publication of Hanno Hahn's magisterial survey of early Cistercian architecture in Europe. In what might be seen as yet another manifestation of its insularity, the English art historical establishment remained unmoved by this explosion of interest on the continent. Other disciplines in England, particularly history and archaeology, continued in the post-war years to produce solid work on the material aspects of English Cistercian life, and on its earliest remains; but architectural historians were apparently content, right up to the early 1970s, to rely on the authoritative but dated publications of John Bilson, which had appeared as early as 1907 and 1909. Why no Englishmen bothered to take a fresh look at their Cistercian architecture for sixty years remains a mystery, for the architectural